Jenseits der Schicklichkeit

Bettine von Arnims Armenbuch-Projekt im zeitgenössischen Salongespräch

Am 22.11.1843 erinnerte Heinrich Grunholzer, jener junge Schweizer, dessen Aufzeichnungen über die Armut im Berliner Vogtland den Anhang zu Bettine von Arnims berühmtester politischer Schrift *Dies Buch gehört dem König* (1843) bilden, die Autorin brieflich an „das große Werk einer gründlichen Untersuchung des Armenwesens“¹, das während Grunholzers Anwesenheit in Berlin Gegenstand ihrer Gespräche gewesen war. Dieses Projekt, heute bekannt unter dem von Bettine selbst verwendeten Arbeitstitel *Armenbuch*, blieb unvollendet; der Ausbruch des Aufstandes der schlesischen Weber im Juni 1844 setzte dem bereits begonnenen Druck ein Ende. Die Satzfarben sind nicht erhalten; überliefert ist ein Korpus verschiedenster Materialien, zu dessen Anordnung, Bearbeitung oder sonstiger Verwendung keine definitiven Äußerungen Bettines belegt sind. Diese Quellenlage macht das *Armenbuch* zu einem der problematischsten Fälle der Editionsphilologie², beinhaltet doch praktisch jede

¹ Der Brief ist erstmals vollständig abgedruckt im Kommentar zu: Bettine von Arnim, Werke und Briefe, hg. von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff. Bd. 3: Politische Schriften, hg. von Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, Frankfurt am Main 1995 (= Bibliothek deutscher Klassiker Bd. 119), S. 1050–1060.

² Die Materialien und Aufzeichnungen Bettines liegen heute größtenteils im Freien Deutschen Hochstift Frankfurt und in der Biblioteka Jagiellonska in Krakau. Werner Vordtriede veranstaltete 1962 eine erste Ausgabe, bei der er ausschließlich Manuskripte Bettines berücksichtigte (Bettina von Arnims Armenbuch, in: Jb FDH 1962 S. 379–517). 1985 forderte Wolfgang Frühwald eine „nötige kritische Edition und Rekonstruktion“ des gesamten Projektes (Die Not der schlesischen Weber. Zu Bettine von Arnims *Armenbuch* 1844, in: Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen ... Bettine von Arnim 1785–1859 (Ausstellung 1985, FDH), hg. v. Christoph Perels, Frankfurt a.M. 1985, S. 269–280. Hier: S. 279.). Hartwig Schultz dagegen hält den „Versuch einer Rekonstruktion von Bettines Werk [...] aus grundsätzlichen Überlegungen [für] aussichtslos“ (Bettine von Arnims *Armen-*

denkbare Auswahl oder Gruppierung der Papiere eine Konjektur, die umso schwerer zu rechtfertigen ist, als das Korpus der Papiere kaum Hinweise darauf enthält, was in den Druck einbezogen werden sollte und was nicht; nicht einmal die im zeitlichen und thematischen Umfeld des Projektes entstandene Erzählung *Der Heckebeutel*³ kann mit Sicherheit als für diese Publikation bestimmt behauptet werden.⁴ Bettine selbst verwischte die Konturen ihres Projektes später zusätzlich, indem sie die gesammelten Papiere teils für ihr Alterswerk *Gespräche mit Dämonen* auswertete⁵, teils als „Sammlung über Armenwesen“⁶ in die Hände Karl August Varnhagens von Ense übergehen ließ.

Einzig das statistische Dokumentarmaterial des *Armenbuches* ist zweifelsfrei als für die Drucklegung bestimmt identifizierbar. Der größte Teil der zumeist tabellarisch, seltener im Fließtext verfaßten Armenlisten, die Bettine aus den Gebirgsdörfern Schlesiens zugesandt worden waren, sowie eine handschriftlich verfaßte Denkschrift des schlesischen Fabrikanten Friedrich Wilhelm Schloeffel weisen Rötelfarbmärkierungen zu Seiten- und Bogenzahl auf, denen zufolge beim Abbruch des Projektes minde-

buch. Probleme einer kritischen Edition, in: editio 1 (1987), S. 224–233. Hier: S. 233.). Heinz Härtl schließlich entwarf ein erstes Konzept für eine Edition all jener Materialien, die als zum Projekt gehörig bestimmbar sind (Bettinas *Armenbuch*: Das überlieferte Material und seine Edition, in: Jb BvA 3 (1989), S. 127–136). Der dritte Band der Werke und Briefe Bettine von Arnims (vgl. Anm. 1) bietet als Kompromißlösung den Druck jener Papiere, die nachweislich von Bettine selbst in den Druck gegeben wurden, und der Manuskripte von ihrer Hand, ergänzt durch eine Gesamtdarstellung der bekannten Materialien.

³ Die handschriftlichen Entwürfe zu dieser Erzählung weisen keinen Titel auf; auch Vordtriede titelt in der Erstausgabe der Handschriften nicht und überschreibt erst in der popularisierenden Neuausgabe den Text provisorisch als „Die Erzählung vom Heckebeutel“ (Bettina von Arnims *Armenbuch*, hg. von Werner Vordtriede, Frankfurt am Main 1969 [erweiterte Neuausgabe 1981] [= Insel Taschenbuch 541], S. 124). Ein neuerer Wiederabdruck des Textes erfolgt bereits mit dem Titel „Der Heckebeutel“ unter dem irreführenden Verweis auf Vordtriedes Titellung (Der Heckebeutel, in: *Meistererzählungen der deutschen Romantik*, hg. und kommentiert von Albert Meier, Walter Schmitz, Sibylle von Steinsdorff und Ernst Weber, München 1985, S. 329–336).

⁴ Schon Vordtriede weist darauf hin, daß diese „Kostbarkeit Bettinischer Erzählkunst“ (Anm. 2, S. 497) nicht sicher dem Komplex des Armenbuches eingeordnet werden kann.

⁵ Vgl. Hartwig Schultz (Anm. 2).

⁶ Von Bettines Hand beschriftetes Umschlagblatt. Biblioteka Jagiellonska, Nachlaß Varnhagen.

stens 272 Seiten des Buches bereits gesetzt waren.⁷ Auch deren Anordnung jedoch offenbart keinerlei System, und ein undatierter Brief Bettines an ihren Faktor Klein in der Druckerei Trowitzsch⁸ belegt, daß die Autorin das Material in der Reihenfolge in den Druck gab, in der es bei ihr eintraf. Aus den Druckbogenmarkierungen läßt sich allenfalls schließen, daß Bettine etwaige von ihr selbst verfaßte Texte im zweiten Teil des Buches unterzubringen gedachte; ihr Brief an Alexander von Humboldt vom 2. 6. 1844 enthält einen entsprechenden Hinweis, sie habe sich „die bescheidne Aufgabe gemacht, alles mir darüber Mitgetheilte zu ordnen und meine Ideen dem anzureihen“.⁹ Umrisse solcher „Ideen“ lassen sich aus den verschiedenen Fassungen des sogenannten *Nachwortes*, dem *Heckbeutel* und einigen Notizen von Bettines Hand allenfalls erahnen.

Diese eklatanten Unschärfen des überlieferten Werkfragmentes bezeugen ein Strukturproblem, das durch den erzwungenen Abbruch des Druckes in fataler Weise verstärkt wurde. Vor dem Hintergrund der souveränen Argumentationsverfahren, die Bettines zur Publikation gelangte politische Schriften auszeichnen – neben *Dies Buch gehört dem König* und *Gespräche mit Dämonen* vor allem auch die 1848 entstandene Broschüre zur Polenfrage, die eine dem *Armenbuch* analoge thematische Fixierung aufweist – tritt im *Armenbuch* markant der Mangel einer Konzeption hervor, vermittels derer in einer Engführung von historischer Realität und poetischer Strategie die divergenten Textsorten integriert und eine programmatische Aussage hätte entwickelt werden können.

Erste Hinweise auf die Genese dieses Mangels gibt bereits die Konstruktion, in die Bettine die von Grunholzer erfaßten Informationen über die Armut im Vogtland zur Veröffentlichung einband. Im Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm IV. und der Autorin verwurzelt und selbst

⁷ Vordtriede ist sich zwar über die Bedeutung der Armenlisten im Klaren – „Diese Listen [...] waren B.s Armenbuch“ (Anm. 2, S. 388) – ignoriert diesen Befund jedoch; Frühwald insistiert bereits auf der fundamentalen Bedeutung dieser Statistiken für das Projekt (Anm. 2, S. 269), ebenso Schultz, der vor allem auf die Druckbogenmarkierungen auf den Listen hinweist – sie waren „zweifelsfrei für den Druck ausgewählt [...] und [...] offensichtlich bereits gesetzt“ (Anm. 2, S. 227 f.) und Härtl (Anm. 2, S. 128). In den Politischen Schriften (Anm. 1) sind die vorhandenen Armenlisten sowie die Denkschrift Schloeffels in den Textteil des Armenbuches aufgenommen worden.

⁸ Abgedruckt in: Hartwig Schultz (Anm. 2), S. 230.

⁹ In: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense, hg. v. Ludmilla Assing, Leipzig 1865, S. 374 f.

gewissermaßen ein zwischen Schmeichelei und kritischer Polemik schillernder offener Brief an den König, bot das ‚Königsbuch‘ sich in Form einer Reihe von privaten Gesprächen dar und rief damit einen Kommunikationsraum ab, der, im zeitgenössischen Salon institutionalisiert, die Privilegien eines idealiter herrschaftsfreien Diskurses in Anspruch nahm.¹⁰ Läßt sich solcherart das Verfahren des ‚Königsbuches‘ als strategisch eingesetzte Kontrafaktur geselliger Praxis deuten, so zeigen sich am Ausschluß des Anhangs aus diesem Verfahren exemplarisch die Grenzen des Salongesprächs: Die „Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande“ werden als unbearbeitetes dokumentarisches Material präsentiert, als Bericht aus einer Außenperspektive, den die Autorin nicht als Teil ihres eigenen Textes verantwortet.

„Gesellschaft und Umgang! Milde Götinnen des Lebens“, so beschwört Christian August Fischer 1800 in seinem Pamphlet *Über den Umgang der Weiber mit den Männern* die Laren des Salons als Schirmherrinnen menschlicher Bildung: „Nur in der Gesellschaft kann die Kraft des Menschen entwickelt, und seine Bestimmung erreicht werden [...]. Die Gesellschaft erweckt die Geselligkeit, und diese befördert den Umgang.“¹¹ Ein Jahr vorher hatte Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher in seinem *Versuch einer Theorie des geselligen Betragens* „die freie Geselligkeit als eine nicht zu umgehende natürliche Tendenz betrachtet“ und sie durch den Gegensatz zur „gebundenen Geselligkeit“¹² von Theateraufführungen oder akademischen Vorlesungen differenziert. Anders als die hierarchisch organisierten Bildungsverfahren jener zielt die ungebundene Geselligkeit „auf ein freies Spiel der Gedanken und Empfindungen, wodurch alle Mitglieder

¹⁰ Vgl. dazu Konstanze Bäumer, Interdependenzen zwischen mündlicher und schriftlicher Expressivität: Bettina von Arnims Berliner Salon, in: „Der Geist muß Freiheit genießen ...!“ Studien zu Werk und Bildungsprogramm Bettine von Arnims (Kolloquium vom 6. bis 9. Juli 1989 in München), hg. v. Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, Berlin 1992, S. 154–173, S. 59 sowie Peter Seibert, Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz, Stuttgart 1993, S. 6.

¹¹ Wilhelmine Karoline von Wobeser, *Elisa oder das Weib wie es seyn sollte*. Christian August Fischer, *Über den Umgang der Weiber mit den Männern*. Photomechanischer Nachdruck in einem Band, hg. von Lydia Schieth, Hildesheim/Zürich/New York 1990 (= Frühe Frauenliteratur in Deutschland 8), S. 10.

¹² Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, *Philosophische Schriften*, hg. und eingel. von Jan Rachold, Berlin 1984 (= Texte zur Philosophie- und Religionsgeschichte), S. 45 f.

einander wechselseitig aufregen und belehren“.¹³ Die Freiheit dieses Spiels ist jedoch eine eingeschränkte, insofern sie einem „Gebot der Schicklichkeit“ untersteht, das „besagt: daß nichts angeregt werden soll, was nicht in die gemeinschaftliche Sphäre aller gehört“.¹⁴ Der von Schleiermacher gedachte ideale Salonton hält die Grenze zwischen egozentrischer Selbstdarstellung und entselbstendem Opportunismus, aber der „eigentliche Gegenstand des Schicklichen ist gar nicht die Manier, sondern der Stoff“.¹⁵ Entsprechend muß sich zwar „in seiner eigentümlichen Manier niemand genießen“, aber die Wahl des Gesprächsstoffes ist mit größtmöglicher Sensibilität zu treffen:

So sind Politik und Geschichte, Literatur und Kritik, Theaterwesen und Mimik unstreitig sehr nahe verwandte Gegenstände, und doch ist für einen großen Teil ganz feiner Gesellschaften zwischen den beiden Hälften derselben eine unübersteigliche Kluft befestiget, und wo von der einen die Rede gewesen ist, auf die andern zu deuten, ist oft eine Unschicklichkeit, die man ohne jede Vorsicht erst, wenn sie heraus ist, an ihren Wirkungen erkennt.¹⁶

Die Strahlkraft der paradigmatischen Berliner Salons von Henriette Herz und Rahel Levin beruhte auf der Fähigkeit der Gastgeberinnen, eine zeitweilige „Suspension salonexterner Privilegien“¹⁷ in konfessioneller, ständischer und nicht zuletzt geschlechtsbedingter Hinsicht zu erreichen. Dies verlangte nach einem „besonders auf situative Harmonie bedachten Verhalten der Salonbesucher“¹⁸, da gerade aufgrund von deren heterogenem Mischungsverhältnis die Salongeselligkeit störanfällig war. Vermochte auch ein gewisses Maß an individueller Exzentrizität absorbiert zu werden, so war für solche „situative Harmonie“ doch ein Konsens erforderlich, der die Gäste auf den Oberflächenreiz der Sprache verpflichtete. Der im Sinne Schleiermachers „schickliche“ Salonton war eine eigene Kunstform „elegante[r] Leichtigkeit“, erzeugt

[...] durch Wortspiele, pointenhaftes Reden, Esprit, inhaltliche Vielfalt und rasche, nicht unbedingt stringente Themenfolge, mit modischen Anspielungen als Vorführung eines gemeinsamen Bildungsguts sowie Integration französischer Sprachpartikel und Floskeln¹⁹,

¹³ Ebd., S. 46.

¹⁴ Ebd., S. 48.

¹⁵ Ebd., S. 52.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Peter Seibert (Anm. 10), S. 5.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 302.

durch den souveränen Umgang mit dem ästhetischen Potential von Sprache also, der die Klippen problematischer Themen mit geistreichem Witz umsteuerte, Unhöflichkeiten vermied und Mißgriffe durch schnelle Plaisanterien ausglich.²⁰ Die Arbitrarität einer stark formbestimmten Konversation bildete eine Pufferzone zwischen der Ungezwungenheit intellektuellen Austausches und der Brisanz sowohl persönlicher Betroffenheit als auch ideologischer Verwerfungen, die gleichzeitig Verdienst und Defizit des Salontones war. Henriette Herz etwa genoß vor allem den Unterhaltungswert und das Sozialprestige ihrer Gesellschaften im Gegensatz zur Langeweile in Hofkreisen: „[...] die christlichen Häuser Berlins“, erinnerte sie sich später voller Genugtuung, „boten [...] nichts, welches dem, was jene jüdischen an geistiger Geselligkeit boten, gleichgekommen oder nur ähnlich gewesen wäre [...], pour comble kamen wir zuletzt in Mode“.²¹ Rahel Levin dagegen litt darunter, daß die Bedingungen solcher modischen Geselligkeit eine echte Akzeptanz von Individualität jenseits von Status und Vermögen nicht wirklich zuließen, und klagte 1810 rückblickend Pauline Wiesel gegenüber, als Utopie einer grenzüberschreitenden Kommunikation sei die gesellige Praxis des Salongesprächs letztlich wirkungslos geblieben:

Für uns ist kein Platz, kein Amt, kein eitler Titel da! Alle Lügen haben einen: die ewige Wahrheit, das richtige Leben und Fühlen, das sich unabgebrochen auf einfach tiefe Menschenanlagen, auf die für uns zu fassende Natur zurückführen läßt, hat keinen! Und somit sind wir ausgeschlossen aus der Gesellschaft, Sie, weil Sie sie beleidigten [...]. Ich, weil ich nicht mit ihr sündigen und lügen kann.²²

Die kosmopolitische Toleranz des ursprünglichen Salontones war rhetorische Geste geblieben, die das Wertesystem der preußischen Ständegesellschaft nicht hatte unterlaufen können. Dennoch ermöglichte gerade diese Geste in den Jahren zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution von 1848 eine gewisse Politisierung des Salongesprächs, an der Henriette

²⁰ Vgl. dazu besonders hinsichtlich des Salons von Rahel Levin Petra Wilhelmy, *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914)*, Berlin/New York 1989 (= Veröffentlichungen der historischen Kommission zu Berlin 73), S. 75 f.

²¹ Henriette Herz in *Erinnerungen, Briefen und Zeugnissen*, hg. von Rainer Schmitz, Frankfurt am Main 1984, S. 67 f.

²² Rahel Varnhagen an Pauline Wiesel am 12. 3. 1810. In: *Rahel Varnhagen/Pauline Wiesel: Ein jeder machte seine Frau aus mir wie er sie liebte und verlangte. Ein Briefwechsel*, hg. von Marlis Gerhardt, Darmstadt/Neuwied 1987, S. 13.

Herz „die bestrickende Courtoisie der früheren Zeit“²³ vermißte; Rahel Levin jedoch suchte in ihrem zweiten Berliner Salon seit 1819 den Salonton zum Medium räsonnierender Staatskritik zu konvertieren und so zumindest teilweise den utopischen Anspruch ihrer Geselligkeitspraxis einzulösen.²⁴

Zur gleichen Zeit, als Rahel Levin resigniert die wirklichkeitsferne Künstlichkeit des klassischen Salontones konstatierte, unterzog auch Joseph von Eichendorff die narzißtischen Züge geselliger Konversation einer beißenden Kritik. Friedrich, der Protagonist seines 1810–13 entstandenen Jugendromans *Ahnung und Gegenwart*, erfährt in einer halbprivaten Abendgesellschaft das institutionalisierte Gespräch als brüchige Fiktion schöpferischer Spontanität, die vom Korsett ihrer inneren Gesetzmäßigkeit nur mühsam aufrecht erhalten wird. Schon die Empfangsräumlichkeiten zeigen den paradoxalen Charakter stilisierter Zwanglosigkeit, „als hätte es der Frau vom Hause vorher einige Stunden mühsamen Studiums gekostet, um in das Ganze eine gewisse unordentliche Genialität hineinzubringen“.²⁵ Die versammelte Gesellschaft tauscht selbstverliebte Platitüden über den „Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie“²⁶ aus, bis Friedrich, angewidert von „diese[n] Poesierer[n] in ihrer durchaus polierten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit“ und ihrem „eßteetischen Geschwätz“²⁷, die artifizielle Harmonie durch vehementen Widerspruch sprengt. Die Salonkommunikation, so das abschließende Fazit, kaschiert mit ihrer hypertrophen Gefühlssemantik nur noch die kalkulierte Leere gegenseitiger Schmeichelei:

Was das Ganze noch so leidlich zusammenhält, sind tausend feine, fast unsichtbare Fäden von Eitelkeit, Lob und Gegenlob, u.s.w., und sie nennen es denn gar zu gern ein goldenes Liebesnetz. Arbeitet dann unverhofft einmal einer, der nichts davon weiß, tüchtig darin herum, geht die ganze Spinnweben von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde auseinander.²⁸

Bettine von Arnims erste reguläre Kontakte zur Institution Salon datieren etwa aus der Zeit, in der Eichendorff mit deren „eßteetischem Ge-

²³ Ebd., S. 153.

²⁴ Peter Seibert (Anm. 10), S. 345.

²⁵ Joseph von Eichendorff, Werke, hg. v. Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach und Hartwig Schultz, Bd. 2: *Ahnung und Gegenwart/Erzählungen I*, hg. von Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach, Frankfurt am Main 1985 (= Bibliothek deutscher Klassiker 8), S. 191.

²⁶ Ebd., S. 195.

²⁷ Ebd., S. 196.

²⁸ Ebd., S. 208.

schwätz“ abrechnete. Zwar hatte sie in München, wo sie sich 1808/09 einen vielfältigen Bekanntenkreis erschloß²⁹, Besuch empfangen – „Wir hören Wunderdinge von Bettine, wie sie in München Epochen macht, die Gesandten empfängt pp.“³⁰ schrieb am 14.11.1808 ihre Schwester Meline aus Frankfurt – und später in Landshut an der Geselligkeit im Hause der Savignys³¹ teilgenommen, aber erst, als sie 1810 mit dem Schwager und seiner Familie nach Berlin übersiedelte, trat sie in die Sphäre der eigentlichen Salongespräche ein. Einige der Salons, in denen sie verkehrte – die der Sara Levy, Henriette von Solmar, Amalie von Helvig und selbst derjenige von Elisabeth von Staegemann, der später durch ihre Tochter Hedwig von Olfers fortgesetzt wurde – versammelten ihre Gäste vorwiegend zu konventioneller, musisch-literarischer Geselligkeit, wenn sich auch neben Schriftstellern und Musikern durchaus Politiker und Militärs dort einfanden.³² Das politisch interessanteste und engagierteste Gespräch jedoch fand Bettine in den ersten Jahren in Berlin wohl bei Luise Gräfin von Voß. Als antifranzösisch gesonnene Patriotin – anders als etwa Sara Levy empfing sie keine Offiziere der Besatzungsmacht – und prominentes Mitglied eines Tugendbundes „zur moralischen Wiederaufrüstung Preußens“³² führte Luise von Voß seit 1806 einen dezidiert politischen Salon, in dem sich neben Blüchers Generalstabschef und späterem Generalfeldmarschall August Graf Neidhart von Gneisenau und dem Militärtheoretiker Carl von Clausewitz, die beide eng mit ihr befreundet waren, unter anderen³⁴ Ferdinand von Schill, Gerhard von Scharnhorst und Karl Freiherr vom und zum Stein neben Clemens Brentano, Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, den Brüdern Schlegel, Herder, Jean Paul, Schleiermacher und Staegemann einfanden. Möglicherweise machte Bettine schon hier die Bekanntschaft des späteren Oberpräsidenten Theodor von Schön, den sie im September 1848 Friedrich Wil-

²⁹ Vgl. Wolfgang Bunzel/Ulrike Landfester, „... hier auf dem feuchten Boden Baierns“. Bettine Brentano in München, in: *Literatur in Bayern* 2/1995, S. 22–26.

³⁰ Zitiert nach: *Die Andacht zum Menschenbild. Unbekannte Briefe von Bettine Brentano*, hg. von Wilhelm Schnellberg und Friedrich Fuchs, Jena 1942, S. 90.

³¹ Vgl. dazu Wolfgang Bunzel, *Patriotismus und Geselligkeit. Bettine Brentanos Umgang und Briefwechsel mit Studenten der Universität Landshut*, in: „Der Geist muß Freiheit genießen ...!“ (Anm. 10), S. 26–47.

³² Vgl. Petra Wilhelmy (Anm. 20), S. 851–860.

³³ Ebd., S. 100.

³⁴ Für eine genaue Aufstellung der Gäste vgl. a. a. O., S. 880 ff.

helm IV. in mehreren Briefen als Ministerpräsidenten vorschlug³⁵; vor allem aber lernte sie bei Luise von Voß den Juristen und Staatstheoretiker Adam von Müller kennen, der die Gastgeberin sehr schätzte und seine Schriften, die er ihr regelmäßig übersandte, durchaus auch im Rahmen des Salongesprächs diskutiert haben mag. Müller, der auch bei Elisabeth von Staegemann und später im zweiten Salon Rahel Varnhagens verkehrte und noch als er 1820 österreichischer Generalkonsul in Leipzig wurde, Achim und Bettine persönlich verbunden blieb³⁶, setzte sich schon 1809 in seinem dreibändigen Werk *Elemente der Staatskunst* kritisch mit den Folgen der Industrialisierung auseinander³⁷, darunter auch mit jenem Phänomen, das in den dreißiger Jahren den Namen ‚Pauperismus‘ erhalten sollte. Zunächst noch den Lehren Adam Smiths verpflichtet, die die Modernisierung der preußischen Wirtschaft nach 1807 in die Tat umzusetzen schienen, erkannte Müller schon bald, daß das im Kreis um Luise von Voß anfangs so hoffnungsvoll verfolgte Reformwerk des preußischen Staates das „ökonomische Gleichgewicht zwischen städtischer Industrie und ländlicher Ökonomie“³⁸ auf Jahrzehnte hinaus zu zerstören drohte. Die beiden zentralen Modernisierungswerke, die Agrarreform und die Gewerbereform, veränderten die Voraussetzungen des preußischen Wirtschaftswesens, ohne die unmittelbaren Folgen für den davon zunächst am meisten betroffenen vierten Stand zu berücksichtigen. Die traditionellen ständischen Formen der Armenpflege – auf dem Land der Versorgungszwang des jeweiligen Gutsherrn, in der Stadt durch die Zugehörigkeit einer Gemeinschaft wie Zunft, Gilde oder Hauswesen – wurden durch die Aufhebung von Leibeigenschaft und Zunftzwang obsolet. Dabei waren nicht nur die teilweise befreiten Kleinbauern durch erhöhte Steuern und Ablösezahlungen, sondern auch die Heim- und Fa-

³⁵ Vgl. Ursula Püschel, Bettina von Arnims September-Briefe an Friedrich Wilhelm IV. aus dem Jahr 1848, in: „Die Erfahrung anderer Länder“. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Achim und Bettina von Arnim, hg. v. Heinz Härtl und Hartwig Schultz, Berlin 1994, S. 313–353.

³⁶ Am 8. 10. 1820 berichtet Achim aus Leipzig an Bettine: „Den Abend gestern brachte ich bei Adam Müller zu, der ebenso wie seine Frau sich Dir empfehlen lassen.“ Achim und Bettina in ihren Briefen. Briefwechsel von Achim von Arnim und Bettina Brentano, hg. von Werner Vordtriede, Frankfurt am Main 1988 (= insel taschenbuch 1095), S. 222; vgl. auch S. 373 und 456.

³⁷ Zu Adam von Müller vgl. Jakob Baxa, Einführung in die romantische Staatswissenschaft, Jena ²1931, S. 164–193.

³⁸ Ebd., S. 183.

brikarbeiter aufgrund der nunmehr freien Konkurrenz ständig von der Verelendung bedroht. Erbittert beschrieb Müller die neue „Geldsklaverei“, die die alten Zwänge ablöste, als

[...] die schlimmste Art, weil sie mit dem Lügengefühle *vermeintlicher Freiheit* verbunden ist. Ob man mich ein für allemal unterwirft oder mir täglich alle Lebensbedingungen so lange absparet, bis ich mich unterwerfe; ob ich mich ein für allemal oder täglich von neuem verkaufe, gilt gleichviel; statt daß man sonst meinen Leib zu eigen und deshalb die Sorge für ihn übernahm, nimmt man jetzt nur das Wesentliche desselben, seine Kraft, und überläßt mir den Rest des unnützen Gerippes hohnlachend zur *freien* Disposition [...].³⁹

Angelockt durch die Gewerbefreiheit, drängte die Landbevölkerung auf den Arbeitsmarkt der Städte, der aufgrund der von der Industrialisierung ermöglichten Kinder- und Frauenarbeit zusätzlich übersättigt wurde. Während die Löhne sanken, explodierten in den Städten die Armenlasten; 1831 war in Berlin ein Viertel der Bevölkerung auf öffentliche Unterstützung angewiesen⁴⁰. Statt ihre Gesetzgebung der liberalen Wirtschaftspolitik anzugleichen, entwickelte die Regierung ein System der Armenpflege, dessen Träger „in schwer durchschaubarem Mit- und Nebeneinander Gemeindeverwaltungen, Kirchen, milde Stiftungen, Wohltätigkeitsvereine und gemischte Kommissionen aus Vertretern der Bürgerschaft und der Verwaltungen“ waren⁴¹, ein System, das sich durch eine enorme Bürokratisierung auszeichnete und dabei nur mäßig effektiv war. Müller gehörte zu den ersten Theoretikern, die die Notwendigkeit struktureller Maßnahmen realisierten und Entwürfe dazu vorlegten. Einige seiner Überlegungen zu Agronomie und Geldwesen in *Elemente der Staatskunst* fanden später in Bettines *Armenbuch* ein fernes Echo, so etwa der Gedanke, dem katastrophal sich ausbreitenden sozialen Elend durch ein die Armen berücksichtigendes Bankwesen abzuhelpen; im Nachlaß Karl August Varnhagens von Ense liegt eine Notiz von ihrer Hand über die Möglichkeit, die „Capitale der Armen“ in Sparkassen anzulegen: „Die Sparkassen bestehen aus den gesparten Armuthspfennigen und werden da Reichen ge-

³⁹ Adam Müller, Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere, in: *Gesammelte Schriften*, hg. von Sophie von Müller, München 1839, S. 57.

⁴⁰ Vgl. dazu Reinhart Kosellek, Staat und Gesellschaft in Preußen 1815–1848, in: *Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815–1848*, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1962, S. 79–112. Hier: S. 100 f.

⁴¹ Wilhelm Abel, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis, Hamburg 1974, S. 337.

borgt auf sichern Zins um damit zu wuchern. – Hierdurch kann auch eine Sandwüste zum Ertrag gebracht werden? Antwort ja und zwar zum höchsten Ertrag“.⁴²

Zu Lebzeiten Arnims blieb Bettines Auseinandersetzung mit dem Pauperismus und seinen Ursachen passiv; jenes soziale Engagement, das sie in den Erinnerungen ihrer Tochter Maximiliane als „Anwalt der Armen und Unglücklichen, der Unterdrückten und Verfolgten“⁴³ profiliert, tritt erst nach dem Tod ihres Mannes deutlich hervor. 1831 machte Schleiermacher sie „in seiner Funktion als Armenverweser [...] erstmals auf die unhaltbaren Zustände in den Berliner Armenvierteln aufmerksam“.⁴⁴ Im Sommer dieses Jahres, als eine Choleraepidemie in Berlin mehr als 1400 Opfer besonders in den Armenvierteln forderte, nahm Bettine sich aktiv der Betroffenen an, verteilte homöopathische Mittel – „Kampfer, Flieder, Spiritus, Räucherpulver und Choleraofen“⁴⁵ –, so daß „die Proletarier der ganzen Stadt [...] morgens vor Sonnenaufgang schon ihre Thüre belagerten“⁴⁶, und organisierte „zusammen mit mehreren Frauen dieser Stadt [...] eine ganz umfassende Hülfe für alle Hülfslosen“ in Form von Geldsammlungen, die „alle Bedürfnisse der Kleidung, des Nachtlagers und der Nahrung der Armen“⁴⁷ finanzieren sollten. Es ist anzunehmen, daß die sogenannten „mehreren Frauen“ dem gesellschaftlichen Umfeld der zu dieser Zeit von Bettine frequentierten Salons entstammen, zumal das Haus der Savignys als „Magazin für die fertigen Sachen“⁴⁸ – die von dem gesammelten Geld finanzierten Decken und Kleidungsstücke – genutzt wurde und Savigny selbst die eingegangenen Spenden verwaltete. Nichts in Bettines später verfaßtem Bericht über diese Unternehmungen deutet darauf hin, daß die Konfrontation mit dem Elend der Armen im Kreis

⁴² Biblioteka Jagiellonska, Nachlaß Varnhagen. – Der Einfluß Adam von Müllers auf das Armenbuch kann hier aus Platzgründen nur angedeutet werden; eine umfassende Darstellung wird ihren Platz in meiner derzeit entstehenden Monographie zu Bettine von Arnims politischem Werk finden.

⁴³ Maxe von Arnim. Tochter Bettinas/Gräfin Oriola 1818–1894. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft von Johannes Werner, Leipzig 1937, S. 43.

⁴⁴ Sabine Schormann, Bettine von Arnim. Die Bedeutung Schleiermachers für ihr Leben und Werk, Tübingen 1993, S. 58.

⁴⁵ Maxe von Arnim (Anm. 43), S. 45.

⁴⁶ Bettina für die Presse. Ohne Datum. September/November 1847, in: Gertrud Meyer-Hepner, Der Magistratsprozeß der Bettina von Arnim, Weimar 1960, S. 167.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd.

der Helfenden zu kritischen Perspektiven auf die Haltung der Regierung oder einem Austausch über politische Maßnahmen geführt hätte; Bettine und die ihr hier verbundenen Damen praktizierten schlicht jene konventionelle Mildtätigkeit, die der bürgerlichen Mittel- wie der adligen Oberschicht gegenüber Bedürftigen anstand. Auch eine erste, kaum wirklich als solche intendierte Materialsammlung stand noch ganz im Dienst solcher Almosendistribution: „Der Prediger Schleiermacher übergab ihr damals alle ihm in großer Menge zuströmenden Briefe der Armen, welche ihre verzweiflungsvolle Lage schilderten“⁴⁹, und Bettine unternahm es dann, diese Lage je individuell zu erleichtern.⁵⁰

Bettines eigene „salonartige Geselligkeit“⁵¹ setzte erst nach dem Erscheinen ihres ‚Goethebuches‘ ein, das ihr seit 1835 verschiedenste Bewunderer im Bemühen um die Bekanntschaft der schnell berühmt gewordenen Autorin zuführte.⁵² Dank ihrer gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, ihrer Zugehörigkeit zum Adel und ihres Autorinnenruhms gelang ihr jene Mischung verschiedenster Stände, die zum Profil des traditionellen Salons gehört hatte; sie empfing Angehörige des Königshauses, Mitglieder des Hofes, Gelehrte und Künstler, Familienangehörige, Studenten und Oppositionelle, Diplomaten und exilierte Revolutionäre.⁵³ In den ersten Jahren war ihre Geselligkeit von Studenten und Altersgenossen der adoleszenten Töchter Maxe und Armgart geprägt. „Am liebsten verkehre ich bei Arnims“, berichtete Markus Niebuhr am 22. 6. 1837 nach Hause:

[...] vor der Arnim braucht man sich nicht zu scheuen, und doch ist es ein Umgang, bei dem man sich zusammennehmen muß. [...] Des Abends sind immer viele junge Leute da, die ihren Töchtern mehr oder weniger den Hof machen: diese sind recht hübsch, lebendig, klug und sind sehr reizend durch eine große Unschuld, mit der sie sich über viele Schranken des geselligen Le-

⁴⁹ Ebd., S. 168.

⁵⁰ Die Information über diese Briefe, die Bettine von Schleiermacher erhalten haben will, ist mit Vorsicht zu behandeln, da der Bericht aus dem Jahr 1847 stammt und es durchaus denkbar ist, daß Bettine zu dieser Zeit durch die Interpolation einer solchen Episode die Kontinuität ihres Engagements zusätzlich untermauern wollte.

⁵¹ Petra Wilhelmy (Anm. 20), S. 586.

⁵² Vgl. dazu Konstanze Bäumer (Anm. 10), S. 154.

⁵³ Ein vollständiges Verzeichnis bietet Petra Wilhelmy, S. 589–591; für eine umfassende Darstellung von Bettines Salon vgl. Bd. 3 der Werke und Briefe (Anm. 1), S. 679–701.

bens hinwegsetzen, ohne auch im Leisesten den feinsten Anstand zu verletzen.⁵⁴

In selbstverständlicher Adaption des klassisch „schicklichen“ Salontones fand man sich zu ungezwungener Unterhaltung zusammen, deren familiäre Atmosphäre auch Emanuel Geibel in einem Brief an seine Mutter vom 16./17. 6. 1837 schildert:

In ihrem Hause ist ein lustiges lebendiges Treiben [...]. Sind wir des Abends beisammen, so wird gespielt und gescherzt; es werden Verse um den Tisch gemacht, wobei jeder den Andern an Laune und Leichtigkeit zu überbieten sucht, oder man setzt sich ans Pianoforte, um durch Gesang und Musik die aufgeregte Stimmung noch höher zu steigern.⁵⁵

Gegen Ende der dreißiger Jahre begann die Zusammensetzung der Gäste im Hause Arnim sich allmählich zu verändern. Die Zahl der politisch engagierten Gäste nahm zu, und Bettines „stark ausgeprägte Vorliebe für gesellschaftliche Außenseiter und exzentrische Randfiguren“⁵⁶ erzeugte spannungsreiche Konstellationen. Als Gastgeberin, so berichtet Max Ring, versammelte sie „die verschiedensten, oft schroff einander gegenüberstehenden Elemente um sich [...] und hatte ihre Freude daran, je schärfer die Geister auf einander platzten“, so daß die glatte Höflichkeit des klassischen Salontones gelegentlich in „Reibungen, Angriffe und Entgegnungen“⁵⁷ abglitt. In solchen Brüchen manifestierte sich das stetige Ansteigen politischen Konfliktpotentials, das sich unter anderem dem mittlerweile ubiquitär offensichtlichen Pauperismus verdankte. In den Jahren 1838 und 1839 ließen schwere Mißernten die Anzahl der Armen in Preußen neuerlich dramatisch zunehmen. Fortan bedeuteten schon leichte Schwankungen im Ernteertrag eine existentielle Gefährdung für die ohnehin labile Lage der an der Armutsgrenze Lebenden. Als zu Beginn der vierziger Jahre eine durch mehrere Mißernten bedingte Hungerkrise mit einer schweren Wirtschaftskrise zusammentraf, erreichte die Massenarmut gerade in Berlin einen bisher unerreichten Höhepunkt:

⁵⁴ Karl Theodor Gaedertz, Bettina von Arnim und Markus Niebuhr, in: ders., Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben, Leipzig 1902, S. 111–126. Hier: S. 117 f.

⁵⁵ Emanuel Geibels Jugendbriefe, Bonn–Berlin–Griechenland [hg. v. E. F. Fehling], Berlin 1909, S. 92.

⁵⁶ Konstanze Bäumer (Anm. 10), S. 154.

⁵⁷ Max Ring, Erinnerungen, in: Aus dem Neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen, hg. v. Karl Emil Franzos, Bd. 2, Berlin 1898, S. 119 f.

Zwischen 1815 und 1845 hatte sich die Berliner Bevölkerung verdoppelt und hing dabei zum größeren Teil von der Armenfürsorge ab. Unter dem Druck des um seine Privilegien fürchtenden Adels unterließ die Regierung es jedoch weiterhin, gesetzgebend einzugreifen. Unterdessen begegnete die Öffentlichkeit dem Problem mit pikiertem Widerwillen; sie habe, resümierte Lorenz von Stein 1844, „bisher, wo sie Elend und Verworfenheit vor sich fand in den niederen Ständen, entweder nur mit liebloser Indignation darauf hingeblickt, oder aber alles, was ihr hier zu thun oblag, in das *Armenwesen* hineingeschoben“.⁵⁸ David Hansemann, einer der ersten Großindustriellen des Vormärz, hatte 1840 in exemplarisch „liebloser Indignation“ in einer an Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Denkschrift festgestellt, die Armenfürsorge untergrabe die bürgerlichen Tugenden der Unterschicht, die letztlich ohnehin selbst an ihrem Elend schuld sei: „Solche Unterstützungen sind in ihren Endresultaten nichts anderes als Prämien, die man Untugenden und Torheiten gewährt, nämlich dem Leichtsinne und der Sorglosigkeit“.⁵⁹

Ausgeschlossen von der „staatlich institutionalisierten Öffentlichkeit in den Bereichen von Wissenschaft und Politik, zu der sie als Frau keinen offiziellen Zugang“ hatte, kultivierte Bettine das Salongespräch als halb-private „Gegenöffentlichkeit“.⁶⁰ Damit knüpfte sie an die konversationellen Freiheiten des klassischen Salons an und aktualisierte gleichzeitig dessen gesellschaftsutopische Perspektive. Der Freiraum, den sie damit schuf, blieb jedoch über seinen Traditionsbezug dem Gesetz der Schicklichkeit verpflichtet. Gerade auch politische Themen unterlagen nach wie vor dem Formzwang einer halb spielerischen Ästhetisierung, die auch die brisantesten Meinungsbekundungen durch sprachverliebte Brillanz oder pathetisch überhöhende Ablösung des Sachverhaltes von seinem konkreten

⁵⁸ L[orenz von] S[tein], Blicke auf den Socialismus und Communismus in Deutschland, und ihre Zukunft, in: Deutsche Vierteljahresschrift 1844, H. 4, S. 1–61. Hier: S. 60.

⁵⁹ Zitiert nach: Preußen. Versuch einer Bilanz (Ausstellung Berlin 15. 8. bis 15. 11. 1981), Katalog in 5 Bden., Bd. 3: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen, bearbeitet von Peter Brandt unter Mitwirkung von Thomas Hofmann und Reiner Zilkenat, Reinbek 1981, S. 202 f.

⁶⁰ Konstanze Bäumer, Ilius Pamphilus und die Ambrosia. Bettina von Arnim als Mentorin, in: Jb BvA 3 (1989), S. 263–282, S. 270. Vgl. dazu auch Walter Schmitz, Bettine von Arnims Lebensrollen. Zur Sozialgeschichte einer Schriftstellerin in der Biedermeierzeit, in: „Der Geist muß Freiheit genießen ...!“ (Anm. 10), S. 1–25. Hier: S. 18.

Anlaß ihres Stachels zu berauben hatte. Nicht anders als um die Jahrhundertwende, wurde auch das Salongespräch im Vormärz über diesen Formzwang von jenen Strukturen bestimmt, die es zeitweilig zu suspendieren bemüht war. Im politisch gespannten Klima der vierziger Jahre ging es nicht mehr um die Scheidung der Stände, sondern – und das betraf den Salonton in fundamentaler Weise – um die Unterscheidung von Redeweisen: um die schmale Grenze zwischen privater Konversation und öffentlicher Agitatorik nämlich, deren Vagheit Bettine mit dem ‚Königsbuch‘ gerade noch hatte nutzen können. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Pauperismus jedoch durchbrach diese Grenze gleich mehrfach. Allein schon eine Bestandsaufnahme der Armut verging sich gegen die Prärogativen der preußischen Verwaltung, die schon Bettines Geldsammlung im Jahr der Choleraepidemie für die städtische Armenfürsorge hatte beanspruchen wollen.⁶¹ Unabhängige Nachforschungen waren nicht nur unerwünscht, sondern bereits an sich politisch verdächtig: „[...] schon in den ersten Wochen“, so berichtete Grunholzer in dem bereits zitierten Brief vom 22. 11. 1843 über seine Gänge in das Vogtland, „folgten mir die Polizeidiener auf dem Fuße nach“⁶². Das Problem war so offensichtlich, daß, wie Grunholzer weiter bemerkte, eine „gründliche Untersuchung des Armenwesens [...] in ihren Resultaten auf den Standpunkt führen [mußte], von welchem aus der ganze Staat radical zu curiren ist“⁶³. Die Explosivkraft derart evidenter Mißstände wurde in regierungstreuen Kreisen auch dann noch durch systematische Verdrängung unter Verschluß gehalten, als der Anhang zum ‚Königsbuch‘ sie öffentlich dokumentiert hatte:

Was der Minister von Savigni über die Erfahrungen im Voigtlande gesagt hat, werden noch Viele nachsprechen. Es gibt keine höhere Kritik, als sich selbst zu belügen. Ohne diese wären die Minister u. die zu deren Trosse gehören, schon längst an sich selbst zu Grunde gegangen. [...] Frd. W. IV. [...] liebt die angenehme Täuschung. Am Hofe werden [...] dergleichen Dinge als Chimären behandelt. Dem Könige gebrichts an Nichts so sehr, wie an Wahrheit [...],⁶⁴

resümierte Grunholzer dieses Prinzip strategischer Ignoranz, das, vom Hof ausstrahlend und durch prominente Gäste wie Justizminister Savigny in den Diskursraum des Salons getragen, den Pauperismus mit dem Bann

⁶¹ Vgl. dazu „Bettina für die Presse“ (Anm. 46).

⁶² Politische Schriften (Anm. 1), S. 1054.

⁶³ Ebd., S. 1053.

⁶⁴ Ebd., S. 1050–1055.

des Unschicklichen belegte. Fanny Lewald erinnert in ihrer Autobiographie die gesellschaftlichen Gegebenheiten für eine solche verbindliche Stigmatisierung prekärer Gesprächsstoffe im Salon der dreißiger und vierziger Jahre als Resultat einer Entwicklung, in deren Verlauf der gesellige Diskurs in den Salons der Berliner Gesellschaft nach den Freiheitskriegen bei aller vordergründigen Toleranz die ursprüngliche Offenheit des klassischen Salontones verloren hatte:

Der Geist des vorigen Jahrhunderts, der die Menschenrechte und die Gleichheit proklamierte, hatte die Berliner Gesellschaft erzeugt [...], und die Not der französischen Usurpation [...] geistig und materiell die Gleichheit und damit die Neigung zu Anschluß und Verkehr noch eine Weile aufrecht erhalten [...]. Der Friede und die ihm folgende Reaktion hatte die Fürsten von dem Volke, den Adel von den Bürgerlichen, das Militär vom Zivil getrennt [...]. Die Aristokratie hielt sich um den Hof geschart, die Ministersoireen standen der unabhängigen bürgerlichen Gesellschaft im Allgemeinen nicht offen. [...] Das Jahr der Revolution in Preußen, dem man gern die Schuld von allen Unbilden aufbürden möchte, von denen man zu leiden hat, fand an der Berliner Geselligkeit nicht mehr viel zu verderben und zu zerstören. Es stellte nur die lang bestandene innere Trennung der verschiedenen Klassen noch bestimmter und ehrlicher heraus [...].⁶⁵

Aus familiären Rücksichten – nicht nur Savigny, auch die Töchter Maxe und Armgart waren dem preußischen Hof durch ihre Freundschaft mit Prinz Waldemar, einem Cousin Friedrich Wilhelms IV., eng verbunden – kam ein offener Affront gegen die reaktionäre Norm der Geselligkeit für Bettine nicht in Frage. Um ihn zu vermeiden, trennte sie sorgfältig zwischen zwei Gesprächssphären: Im größeren Kreis und außerhalb ihres eigenen Hauses nutzte sie den Spielraum des Salongesprächs in erster Linie dazu, in betont exzentrischer Selbstinszenierung ihr sprachschöpferisches Potential zu erproben⁶⁶, indem sie „das Altgesagte und Altgekannte [...] neu, und echt bearbeitet, von regsamem Geist frisch befruchtet“⁶⁷ in einem Feuerwerk paradoxer Wendungen und provokativer Bonmots mit subversivem Sinn unterlegte. Ihre konkreten politischen Anliegen jedoch artikulierte sie in den Jahren, bevor die Märzrevolution von

⁶⁵ Fanny Lewald, *Meine Lebensgeschichte*, Bd. 2: *Leidensjahre*, hg. von Ulrike Helmer, Frankfurt a. M. 1989, S. 241–243.

⁶⁶ Konstanze Bäumer (Anm. 10), S. 156 f.

⁶⁷ Rahel Varnhagen an Pauline Wiesel am 14. 10. 1829, in: Rahel Varnhagen/Pauline Wiesel (Anm. 22), S. 70.

1848 zur legendären Spaltung im Hause Arnim⁶⁸ führte und Bettines demokratischer Salon zum halböffentlichen Forum der Tagespolitik wurde, vorwiegend im vertrauten Gespräch eines kleinen Kreises. Der Kontrast zwischen diesen Sphären war deutlich spürbar. Ein Freund Heinrich Grunholzers, der Bettine im Februar 1843 bei einer Gesellschaft der Brüder Grimm „in ihren Manieren erschreckend häßlich“ fand, zumal sie „so schrecklich viel Unsinn schwatzte“, berichtete erstaunt, er habe, als er sie kurz darauf mit Grunholzer besuchte, „wirklich Respect vor der Frau bekommen und ihrem sittlichen Ernste, den ich bei ihr nicht vermutet“.⁶⁹ Ähnlich urteilte auch Hans Christian Andersen, der Bettine bei Savignys kennenlernte und zunächst „von ihrer originellen [...] Art“ einigermaßen überwältigt wurde. Als er sie jedoch einige Tage später zu Hause besuchte, „zeigte sie sich“, notierte er, „gänzlich anders, zwar ebenso geistvoll, aber nicht so oberflächlich scherzend; sie schien mir tief und herzlich zu sein.“⁷⁰ Bettines Grenzziehung zwischen dem Oberflächenreiz des Salontons und dem Ausdruck ihres „sittlichen Ernstes“ resultierte aus dem Bewußtsein, daß auch eine politisch ambitionierte Geselligkeit zumindest hinsichtlich der brennenden sozialen Frage keine echte Gegenöffentlichkeit konstituieren konnte. Schon während der Entstehung des ‚Königsbuches‘ hatte sie das Gespräch über dessen Inhalte vom geselligen Treiben ihres Salons abgekoppelt; „Sie schreibt“, notierte Grunholzer am 26. 3. 1843 über einen „Besuch bei Bettina“, „an einem größeren Buche, aus welchem sie mir das Gespräch über die Verbrecher vorlas. [...] Im Nebenzimmer war vornehme Gesellschaft.“⁷¹ Während

⁶⁸ Maxe berichtet, angesichts der Radikalisierung der politischen Fronten habe die Familie vorübergehend „die weise Einrichtung getroffen, die dann noch lange, bis auch die Mutter sich wieder zum König wandte, bestanden hat: im Hause Arnim gab es zwei Salons, einen demokratischen und einen aristokratischen. Links vom Saal in unseren Räumen empfangen wir unsere Freunde, rechts in ihren Zimmern Bettina ihre „edlen“ Weltverbesserer.“ Maxe von Arnim (Anm. 43), S. 173.

⁶⁹ Traugott Koller, Heinrich Grunholzer. Lebensbild eines Republikaners im Rahmen der Zeitgeschichte. Zweite billige Volksausgabe in zwei Bänden, Zürich 1878, S. 266.

⁷⁰ Hans Christian Andersen, Ausgewählte Werke in Einzelausgaben. Meines Lebens Märchen, hg. von Tove Fleischer. Leipzig/Weimar 1989, S. 376.

⁷¹ Zitiert nach: Johann Friedrich Geist/Klaus Kürvers, Das Berliner Mietshaus 1740–1862. Bd. 1: Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitzschen Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole, München 1980, S. 221.

der im März 1843 von Bettines Töchtern mitbegründete „Kaffeter“⁷² von der biedermeierlichen Privatveranstaltung die Tradition der auf unverbindliches Amüsement zielenden literarisch-musischen Salongeselligkeit zu neuem Glanz brachte – Savigny gab am 29. 3. 1845 im Justizministerium für das preußische Königspaar ein Fest, bei dem der Kaffeter auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. Gellerts Schäferspiel *Das Band* aufführte –, diskutierte Bettine im intimen Gespräch mit einzelnen Vertrauten Lösungsvorschläge für das tabuisierte Problem des Pauperismus. Am 24. 1. 1844 faßte Julius Döring, der, wie Grunholzer, zum engeren Kreis um Bettine gehörte, ein solches Gespräch zusammen, das von einem längst schon geschärften Bewußtsein Bettines für die Koordinaten der sozialen Frage zeugt:

Du wiesest das Ungenügende aller bisher angewendeten Palliativmittel nach. Des Almosengebens. [...] Du deutetest auf Armencolonien hin. Was man bisher den Armen gegeben, müsse als Zinsen eines Capitals angesehen werden. Dieß Capital sei Eigenthum der Armen. Mit diesem Capitale solle den Armen eine Fabrik oder Grundeigenthum erkaufte werden, wo sie durch Arbeit ihren Unterhalt erwerben könnten. – Du stelltest es als Pflicht des Staates dar, für die Armen eine Centralbehörde zu gründen. Wie der Staat für die Unmündigen durch Pupillencollegien Sorge; so müsse er die Armen unter die Obhut eines besonderen Armenministerii stellen.⁷³

Das bisher angewandte Verfahren Bettines, in ihren Büchern „den ‚Salon‘ – seine Gesprächskultur und das Gespräch in Briefen – auf den öffentlichen Markt“⁷⁴ zu bringen, hatte die Möglichkeiten konversationeller „Gegenöffentlichkeit“ bereits kritisch nuanciert, projizierte sie doch sowohl in den Briefbüchern als auch in *Dies Buch gehört dem König* das Wechselspiel schöpferischen Austausches in Gesprächsräume hinein, die gerade nicht Teil des traditionellen Salons waren: in intime Korrespondenzen, die im Salon vielleicht teilweise verlesen, aber nicht verfaßt wurden, und in freundschaftliche Debatten im engsten, gerade nicht institutionalisierten Kreis um Frau Rat Goethe. Die thematische Zuspitzung des *Armenbuches* jedoch erforderte eine deutlich radikaler abgesetzte Alternative zum Salongespräch und der diesem verwandten Form des Briefwechsels. Diese bot sich in einem publizistischen Diskurs, der die öffentliche Rede über

⁷² Zum Profil des „Kaffeter“ vgl. Maxe von Arnim (Anm. 43), S. 103, sowie Ingeborg Drewitz, *Berliner Salons. Gesellschaft und Literatur zwischen Aufklärung und Industriezeitalter*, Berlin ²1984 (= *Berlinische Reminiszenzen* 7), S. 89 f.

⁷³ Werner Vordtriede (Anm. 2), S. 423 f.

⁷⁴ Walter Schmitz (Anm. 60), S. 16.

den Pauperismus längst seinerseits institutionalisiert hatte. Schon in den dreißiger Jahren waren Schriften publiziert worden, die unter Verwendung amtlichen Quellenmaterials das Genre der Sozialreportage ausgeprägt hatten. Bei dem Material handelte es sich meist um in Fließtext gehaltene Aufzählungen von Einzelschicksalen bedürftiger Armer eines oder mehrerer Kirchspiele, an deren Anlage Grunholzer möglicherweise seine Aufzeichnungen über das Vogtland orientiert hatte.⁷⁵ Anfang der vierziger Jahre nahm die Denk- und Flugschriftenliteratur zum Phänomen des Pauperismus sprunghaft zu⁷⁶, und besonders die Spinner und Weber Schlesiens, die am meisten von der Armut betroffen waren, wurden zum Gegenstand einer intensiven journalistischen Debatte, von der unter Bettines Papieren nicht nur eine Reihe von Zeitungsausschnitten, sondern auch ein Konvolut handschriftlicher Auszüge aus solchen Artikeln zeugt.

Bettines konkreter Einstieg in ihr Projekt ist zunächst noch vom Gestus eines Briefverkehrs mit persönlichen Dimensionen geprägt. Am 24. 2. 1844 veröffentlichte der praktische Arzt Isidor Pinoff aus Schweidnitz in der *Breslauer Zeitung* Nr. 47 unter dem Titel *Zu den Akten der Noth und des Elends der armen Weber im Gebirge* die Darstellung einer Reihe von Einzelschicksalen, die der Autor nach dem Vorbild von Grunholzers Text im Anhang des ‚Königsbuches‘ verfaßt hatte. Pinoff schickte ihn dessen Autorin zu und ließ auf Bettines Bitte später weiteres Material folgen, Statistiken, die er anlässlich der Gründung eines Hilfsvereines zugesandt

⁷⁵ Hier seien stellvertretend zwei Beispiele genannt: 1832 veröffentlichte Philipp Lindemann in Eutin unter dem Titel *Die Eigentumslosen im Amte Eutin* eine Reihe von detailliert die Lebensumstände und Steuerbelastungen armer Familienschildernden Eingaben, die er im Namen der Armen an das Kabinett des regierenden Großherzogs gemacht hatte (Wiederabgedruckt in: *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*, hg. von Carl Jantke und Dietrich Hilger, Freiburg/München 1965, S. 57–70). 1840 erschien in Nürnberg eine Abhandlung von Johann Karl Porsch, *Der Arme im Wohlstand oder vorteilhafteste Armenhülfe auf dem Lande durch Armenbeschäftigung*, in der der Autor dreiunddreißig Fälle an der Existenzgrenze lebender Handwerker aufzählt (ebd., S. 149–156).

⁷⁶ Unter Bettines Material zum Armenbuch befinden sich zwei solcher Schriften – Anon., *Die Armuth und die Mittel ihr entgegen zu wirken*. Von einem Mann aus dem Volke, Leipzig 1844 und Anon., *Sendschreiben an den verehrlichen Handwerkerstand Deutschlands über den Pauperismus*. Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen, Leipzig 1845 – sowie ein Manuskript mit Literaturhinweisen und -auszügen; 1844 gab sie selbst Georg Svederus' Buch *Über Industrialismus und Armuth* im Arnimschen Verlag in Berlin heraus.

bekommen hatte und eine Abschrift aus seinem Tagebuch. Als diese zweite Sendung bei Bettine eintraf, waren erste Teile des *Armenbuches* bereits im Druck, darunter der genannte Aufsatz Pinoffs aus der *Breslauer Zeitung* vom 24. 2. 1844, während Pinoff selbst inzwischen in Berlin persönlichen Kontakt zu Bettine aufnahm.⁷⁷ Gleichzeitig stand Bettine in Korrespondenz mit einem weiteren Gewährsmann in Schlesien, dem Hirschberger Papierfabrikanten Friedrich Wilhelm Schloeffel, der sie ebenfalls mit Dokumentarmaterial versorgte; auch dessen Beiträge wurden von Bettine unmittelbar in Druck gegeben.

Ende März 1844 trat das *Armenbuch*-Projekt aus dem Bereich persönlicher Korrespondenzen heraus, als Pinoff, vermutlich auf Anregung Bettines, in der *Breslauer Zeitung* vom 20. 3. eine Notiz lancierte, daß „Frau Bettina v. Arnim [...] eine Brochure zum Besten der armen Weber und Spinner in Schlesien, zu schreiben“⁷⁸ beabsichtige. Bettine selbst ging erst zwei Monate später mit ihrem Vorhaben an die Öffentlichkeit: Am 15. 5. 1844 erschien in der *Magdeburger Zeitung* ein Aufruf, in dem sie um die Zusendung von Materialien für ihr Projekt bat.⁷⁹ Damit jedoch bezog sie außerhalb des ihr zugestandenen gesellschaftlichen Wirkungskreises politisch Position, ohne diesmal mit der Protektion des Königs rechnen zu können. Da Bettines Autorinnenruhm in Verbindung mit ihrem Stand eine – von ihren Armenpapieren bezeugte – enorme Resonanz dieses Aufrufes gewährleistete, provozierte sie schon jetzt die Zensur, so daß die *Augsburger Allgemeine Zeitung* sich am 4. 6. 1844 bemüßigt fühlte, Parallelen zwischen dem entstehenden Werk und dem gerade konfiszierten *Frühlingskranz* zu ziehen: „Furchtsame Leute behaupten, daß das „Armenbuch“ der berühmten Frau ebenfalls auf Hindernisse stoßen werde.“⁸⁰

Das Problem des Pauperismus war im Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. bisher weitestgehend ausgespart geblieben. Erst als sich abzeichnete, daß der Druck des *Armenbuches* nicht möglich sein würde, bemühte Bettine sich auf dem Weg über Humboldt, ihr Projekt in die Kommunikation mit dem König einzuspeisen. In einem Brief an Humboldt vom 2. 6. 1844, von dem sie hoffen konnte, daß er in die Hände des Königs

⁷⁷ Vgl. den bereits zitierten Brief Bettines an ihren Faktor Klein: „Da er nun hier ist werd ich ihn erst darüber befragen müssen.“ Hartwig Schultz (Anm. 2), S. 230.

⁷⁸ Zitiert nach: Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen ... (Anm. 2), S. 135.

⁷⁹ Zu den eingegangenen Zuschriften vgl. Bd. 3 der Werke und Briefe (Anm. 1), S. 1074 f.

⁸⁰ *Augsburger Allgemeine Zeitung* Nr. 156, 4. 6. 1844, S. 1247.

gelangen würde, erklärte sie, ihr Anliegen sei „die Beantwortung der Preisfragen, die von der Regierung anno 1842 gestellt über das Zunehmen der Armuth und wie ihr zu steuern sei“, und behauptete, sie sei durch den von Friedrich Wilhelm IV. Ende 1843 wiederbelebten „Schwanenorden [...] zu dieser Unternehmung angeregt“⁸¹ worden, beschwor also zwei Berührungspunkte, die eine kooperative Haltung gegenüber der Regierung suggerieren sollten. Als der Aufstand der schlesischen Weber, von dem man in Berlin am 9. 6. erfuhr, der Publikation des Werkes endgültig ein Ende setzte, sandte Bettine die Druckfahnen des statistischen Materials über Humboldt an den König, „nicht zum Lesen, sondern zum Einsehen, was diese Leute dort gelitten“, und betonte dabei, sie habe hier in keiner Weise stilisierend eingewirkt: „Diese Register ihres häuslichen Jammerstandes, sind nur ein échantillon unter hunderten; nicht gewählt, zufällig herausgenommen.“⁸² Die Distanz zum poetischen Text, doppelt unterstrichen dadurch, daß sie nicht einmal ausgewählt habe, soll den Impuls des Projektes rechtfertigen, läßt es aber gerade darum dem Verdikt gegen politische Agitation verfallen. Das ‚Königsbuch‘ war vom König als kunstvolle Huldigung aufgenommen und auf seine Weisung von der Zensur mit dem Argument, es sei ohnehin „in unverständlicher poetischer visionärer Sprache geschrieben“⁸³ passiert worden, die Statistiken aber waren Texte von „mathematischer Nüchternheit“⁸⁴, die, von der preußischen Verwaltung selbst hervorgebracht, mit bürokratischer Effizienz nackte Wahrheiten dokumentierten. In dem Maße, in dem nach dem Weberaufstand immer mehr öffentliche Kritik an der Regierung laut wurde, geriet Bettine mit ihrem Plan, dessen Ursachen bloßzulegen und zu rechtfertigen, in den Einzugsbereich der beginnenden Demagogenverfolgung. „Der Minister Graf von Arnim“, notierte am 19. 6. 1844 Karl August Varnhagen von Ense, „beschuldigt Bettinen von Arnim, sie sei Ursache des Aufstandes, sie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt, durch ihre Reden und Briefe, und schon durch ihr Königsbuch!“⁸⁵ Mit einer unmißverständlichen Abmahnung reagierte nun auch

⁸¹ Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe (Anm. 8), S. 361.

⁸² Ebd., S. 374 f.

⁸³ Zensurakte vom 23. 2. 1844, abgedruckt in: Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke, hg. von Ludwig Geiger, Frankfurt am Main 1902, S. 51.

⁸⁴ Wolfgang Frühwald (Anm. 3), S. 269.

⁸⁵ Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, hg. v. Ludmilla Assing, Bd. 2, Leipzig 1861–62, S. 314.

Friedrich Wilhelm IV.; „[...] er warnt sie unter andern,“ notierte Varnhagen am 24. 6. 1844,

das Johanniswasser, welches sie in dieser Johannisnacht etwa schöpfe, nicht in die Gefäße der „Bauern“ zu gießen, wo es einen unangenehmen Geschmack bekomme. Diese Andeutung erscheint ihr trostlos, ein Mißkennen des armen Volkes, ein Abwenden von ihm. Auch Humboldt scheint mißvergnügt, und räth Bettinen im Vertrauen, ihr „Armenbuch“ lieber auswärts drucken zu lassen.⁸⁶

Damit war das Projekt, das weder im Salon Platz gefunden noch den Sprung in die zeitgenössische Agitationspublizistik getan hatte, auch auf dieser dritten und letzten Ebene einer begrenzten, aber immerhin doch über den Impuls der Fürstenerziehung funktionalisierbaren Öffentlichkeit zunächst gescheitert.

Bettine rang jedoch weiterhin um eine Form, in der sie das gesammelte Material ihrem Willen zur Wahrheit dienstbar machen konnte. Heinrich Bernhard Oppenheim, wie Grunholzer und Döring ein näherer Vertrauter Bettines, sprach das Problem an, als er am 2. 6. 1844 erwartungsvoll bei ihr anfragte: „Ihr Buch über *Armen Wesen* kommt wohl bald; ich denke mir, es wird ungefähr, wie der Anhang zum *Königsbuch* werden, oder sollte es aus der ruhig schildernden Statistik heraus in das Gebiet der praktischen Politik treten, etwa mit Vorschlägen?“⁸⁷ Jene beiden Faktoren, die Bettine dazu befähigten, schreibend „praktische Politik“ zu machen – die persönliche Bindung an einen Adressaten, die es ihr erlaubte, eine gewisse private Vertrautheit sowohl als Medium als auch als Argument zu verwenden, und, damit verbunden, die Eckdaten einer konventionalisierten Kommunikation wie dem des Salongesprächs bzw. des Briefwechsels fehlten im Entstehungskontext des *Armenbuches*; die sachlichen Korrespondenzen mit Pinoff und Schloeffel vermochten so wenig wie die lebhaft journalistische Debatte den persönlichen Austausch zu ersetzen, in dem die poetische Stilisierung der verhandelten Sachverhalte organisch aus der Begegnung mit dem Anderen entsprang. Das statistische Material bezog seine eindringliche Wirkung zwar gerade aus dem Mangel solcher Stilisierung, bot damit aber auch keine Ansatzpunkte für jenes Verfahren argumentativer Verklammerung, das Bettine im ‚Königsbuch‘ angewandt

⁸⁶ Ebd., S. 315.

⁸⁷ ... und mehr als einmal nachts im Thiergarten. Bettine von Arnim und Heinrich Bernhard Oppenheim. Briefe 1841–1849, hg., eingeleitet und kommentiert v. Ursula Püschel, Berlin o. J. [1990], S. 199.

und selbst dort schon dem von Grunholzer niedergelegten Dokumentar-material vorenthalten hatte.

Konnte im ‚Königsbuch‘ der so erzeugte Kontrast eine eigene Strahlkraft entfalten, so zeigt sich nun in dem Text, mit dem Bettine das statistische Material begleiten wollte, eine gewisse Unsicherheit in der Konstitution sowohl der auktorialen Perspektive als auch des angesprochenen Publikums. Überliefert in immerhin vier Fassungen und einer Variante, oszilliert das sogenannte „Nachwort“ noch in der letzten Fassung zwischen verschiedenen Sprecher- und Adressatenpositionen: Mit der Beschwörung eines Basiskonsenses durch das kollektive „Wir“ begonnen – „Wenn Wir anerkennen es sei der Menschheit höchster Zweck in die Weisheit zu erblühen des Gemeingeistes, [...] so ist zu muthmaßen das Paradies sei die Stätte gewesen des freien Geistes“⁸⁸ – tritt schon bald ein erzählendes Ich hervor, das sich schließlich über die Erinnerung an Bettines Zeit in der Klosterschule der Ursulinerinnen zu Fritzlar sogar als quasi-historisches zu erkennen gibt. Auf diese Weise trennt der Text zwischen individueller auktorialer Autorität und einem Kollektiv der Angesprochenen, das zunächst als undifferenziertes „Ihr“ über das historische Verhältnis zwischen Gott und Teufel belehrt und der Kooperation mit letzterem beschuldigt wird, um dann seinerseits in verschiedene Instanzen aufgespalten zu werden, in „Ihr vielen Armen“⁸⁹ und „Ihr Behörden Gemeinnütziger Wissenschaften, Ihr Autoritäten des Vaterlandes“⁹⁰. In polemischer Schärfe stellt Bettine Arme und Reiche einander gegenüber, ungeachtet seiner stilistischen Brillanz und Dichte jedoch zeigt der Text keine Spuren der Vorschläge, die sie im Gespräch mit Döring artikuliert hatte; er bleibt eine Montage von Beispielerzählungen, die nicht zu der eigentlich von Bettine beabsichtigten Metaebene konstruktiver Kritik vorstößt. Statt den Weg zur politischen Maßnahme gegen die Armut zu weisen und so dem Anliegen der von Grunholzer geforderten „*gründlichen Untersuchung des Armenwesens*“ gerecht zu werden, schließt die vierte Fassung mit einer Invektive gegen die Armen selbst, die, ohne auf die Bedingungen der Armut einzugehen, die Initiative einer Veränderung an ihre Opfer zu delegieren scheint: „Also Ihr Armen Euer Begriffsvermögen Eure Anla-

⁸⁸ Bettine von Arnim, Das sogenannte „Nachwort“. Vierte Fassung, in: Politische Schriften (Anm. 1), S. 1023–1035. Hier: S. 1023.

⁸⁹ Ebd., S. 1030.

⁹⁰ Ebd.

gen sind ein Ort der Verwesung! – Blödsinnigkeit das ist Geistesverwesung Blendwerk dies macht Euch zu Slaven der Lüge und Heuchelei.“⁹¹

Erst in der Erzählung *Der Heckebeutel*, die, 1845 entstanden, bereits in eine spätere Phase der Arbeit gehört, gelang Bettine eine Synthese aus politischer Programmatik und Poesie. „Diese kleine Armengeschichte“, so betont sie in der Reinschrift von deren Schluß, sei „ganz nach der Wahrheit geschildert und ist selbst kein Wort hinzugesetzt von dem was die Frau gesagt hat“⁹², besitzt also jene Authentizität, die sich am statistischen Material als fundamental widerständig erwiesen hatte. Hier aber öffnet sich die Dokumentation im Dialog für die gegenseitige Durchdringung von Politik und Ästhetik; dem, „was die Frau gesagt hat“, steht der Gesprächsanteil der Autorin gegenüber, und im Widerspiel des Austausches verschmelzen Poesie und Wahrheit zur kreativen sozialkritischen Stellungnahme. Der Stoff der Erzählung ist auch im Raum des vorliterarischen Gespräches erprobt; „Bettine von Arnim kam“, notierte Varnhagen am 23. 2. 1845 in sein Tagebuch,

Sie sprach herrliche Sachen über Armuth, über einfaches geringes Leben, über die Erbärmlichkeit unsres Reichthums, Ehrgeizes, unsrer Lebensarten und Künste; Beispiel einer zweiundachtzigjährigen Frau vom Lande, die mit Kräutern zur Stadt kommt, deren Vater im Siebenjährigen Kriege fiel, der Mann im Revolutionskriege, der Sohn im Befreiungskriege, zwei Enkel hat sie bei sich, freut sich, daß sie freie Schule haben, ist wohlbewandert in ‚Gottes Wort‘ etc. etc. Es war eine herrliche Erzählung, voll Stolz und Freude, Bettinens edelster Kern kam an den Tag!⁹³

Die Niederschrift spricht in einer Kontrafaktur romantischen Erzählens – des Volksmärchens, aber auch der *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl* (1817) ihres Bruders Clemens – vom Ende der Mildtätigkeit. Sie beginnt als „Fortsetzung des Berichtes über die Verwendung von zwei Fried:dor für die Armen, von seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen den beiden Arnimskindern übertragen“⁹⁴ und zitiert in diesem Verweis auf die Beziehung des Prinzen Waldemar zu Maxe und Armgart die biedermeierliche Geselligkeit des Kaffeter, um von hier aus den Bogen zu einer Gesprächsform zu schlagen, die so weit wie irgend

⁹¹ Ebd., S. 1035.

⁹² Bettine von Arnim, Der sogenannte „Heckebeutel“. Reinschrift des Schlusses, ebd., S. 1055.

⁹³ Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher (Anm. 85), Bd. 3, S. 36 f.

⁹⁴ Bettine von Arnim, Der sogenannte „Heckebeutel“. Zweite Fassung (Anm. 88), S. 1046–1054. Hier: S. 1046.

möglich vom Salongespräch entfernt ist: zu einem Gespräch nämlich, in dem die alte Frau, eine Allegorie der Armut, die Ich-Erzählerin mit frappierender Beredsamkeit immer neu um Almosen angeht. Das Motiv des Heckebeutels, aus dem das Geld für die Almosen fließt, entstammt dem 1503 entstandenen, Ende des 18. Jahrhunderts popularisierten Volksbuch *Fortunatus*, dessen Autor die mittelalterliche Ständegesellschaft zersetzende Macht der frühneuzeitlichen Geldwirtschaft im Bild einer unerschöpflichen Börse mythisiert hatte. Als Gabe des Prinzen mit dem preußischen Königshaus und damit der von der Regierung installierten Wirtschaftspolitik verbunden, steht das Geld im Heckebeutel für jene Mildtätigkeit, durch die der preußische Staat die Mißstände zu lindern suchte, die er selbst durch sein Reformwerk hervorgerufen hatte. Das märchenhaft verklärte Wunder freiwilliger Armenfürsorge aber vermag die Aporien des Systems nicht zu heilen, die gegebenen Almosen werden von denselben Steuern und Abgaben verschlungen, die den Pauperismus selbst befördern, und der Heckebeutel verliert schließlich seine magische Kraft.

Das Ende der Mildtätigkeit jedoch ist Anlaß für eine Geschichte von der Sprachwerdung der Armut, gefaßt in einem literarischen Modell, das die Bedingungen solcher Sprachwerdung reflektiert: „[...] ich habe sie niedergeschrieben weil meine Kinder mir sagten seine Königliche Hoheit habe ihnen anbefohlen die Verwendung der beiden Goldstücke ihm mitzutheilen.“⁹⁵ Als Protokoll beiläufig delegierter Armenpflege benennt die Erzählung sowohl die Begrenztheit von deren Mitteln als auch das Bedürfnis des Geldgebers, sich seiner menschenfreundlichen Handlung durch einen Bericht über ihre Ausführung zu vergewissern. Mit subtiler Ironie denunziert Bettine die Aura der Zauberbörse als selbstgefällige Fiktion einer Gesellschaft, die, die Bedingungen des eigenen Reichtums verschweigend, ihre Almosengaben mythisch überhöht. Wo im Märchen die Willkür Fortunas das Gefälle zwischen Arm und Reich seiner sozialen Brisanz entkleidet, kommt im Gesprächsprotokoll des Rechenschaftsberichtes die Armut zu Wort, und „[...] wenn es mir nachgeht o huldige der Prinz von Preussen der Beredsamkeit dieser 90jährigen Grenadier Mutter“⁹⁶. Selbst Mutter der Ansprechpartnerinnen von Prinz Waldemar, reklamiert die Autorin dessen Aufmerksamkeit für die Mutter von Soldaten, die für Preußen gefallen sind, als notwendige Ergänzung zum defi-

⁹⁵ Ebd., S. 1055.

⁹⁶ Ebd., S. 1053.

zienten Regime des Landesvaters Friedrich Wilhelm IV. Erst wenn die beiden Pole der gesellschaftlichen Hierarchie, Königshaus und Proletariat, einander im Gespräch verbunden sind, kann der Heckebeutel seine Wunderkraft wiedererlangen. Zu diesem Zweck muß jenes Kommunikations-tabu überwunden werden, das die prinzliche Huldigung den gesellschaftlich Privilegierten vorbehält und gleichzeitig die anstößige Stimme des Elends in das diskursive Vakuum jenseits der Schicklichkeit bannt – und so gelten die letzten Zeilen der Erzählung einer pointierten Abrechnung mit den traditionellen Gepflogenheiten des Salongespräches, jener tiefverwurzelten Norm des klassischen Salontons, die die Wahrheit im Namen höfischer Kultur bis zur Unkenntlichkeit entstellt und damit eben dieser Kultur das Urteil spricht:

Ich habe hier nur eine aufrichtige Klugheit beschreiben könnte ich doch auch jene einmal ans Licht ziehen die man benützt um einander zu überlisten, jene feinere Maske der Heuchelei die sich Cultur nennen läßt, und unter diesem feinen Namen einher schleicht im Gewande der Bescheidenheit und Selbstverläugnung und durch den Firniß der Weltklugheit und des schonenden Betragens gegen ihre Widersacher, welche ohne Vorbehalt die Wahrheit aussprechen, den Sieg davon tragen bei Jenen Herren der Welt deren endliches Verderben allein ihrer Heuchelei zuzuschreiben ist.⁹⁷

⁹⁷ Ebd.